



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen**

**Bomann, Wilhelm**

**Weimar, [1933]**

16. Kapitel: Das Spinnen.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81260](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81260)

## 16. Das Spinnen.

Nach dem Hecheln werden die Spinnräder vom Boden des alten Treppenspeichers, auf dem sie seit dem letzten Frühjahr gestanden haben, heruntergeholt und in Gang gebracht. Zwei verschiedene Arten waren in unserer Gegend im Gebrauch, das gewöhnliche „lange“ (Abb. 180) und das jüngere „Bockrad“ (Abb. 182).<sup>191)</sup> Andree schreibt darüber in seiner „Braunschweiger Volkskunde“ S. 236: „Bei den ersteren, die auf einem längeren Boden sich aufbauen, sitzt das Rad rechts seitwärts von der Dieße; bei den erst nach 1800 aufgenommenen, mehr Raum ersparenden und zusammengerückteren hohen Wocken — das Bockrad — sitzt das Rad unter der Dieße (vgl. auch unten S. 237). Die Wocken<sup>192)</sup> wurden handwerksmäßig von Drechslern hergestellt und für reichere Leute schön mit Schnitzereien oder Elfenbeinknöpfen verziert, mit beweglichen Ringen versehen oder auch bunt vermalzt.

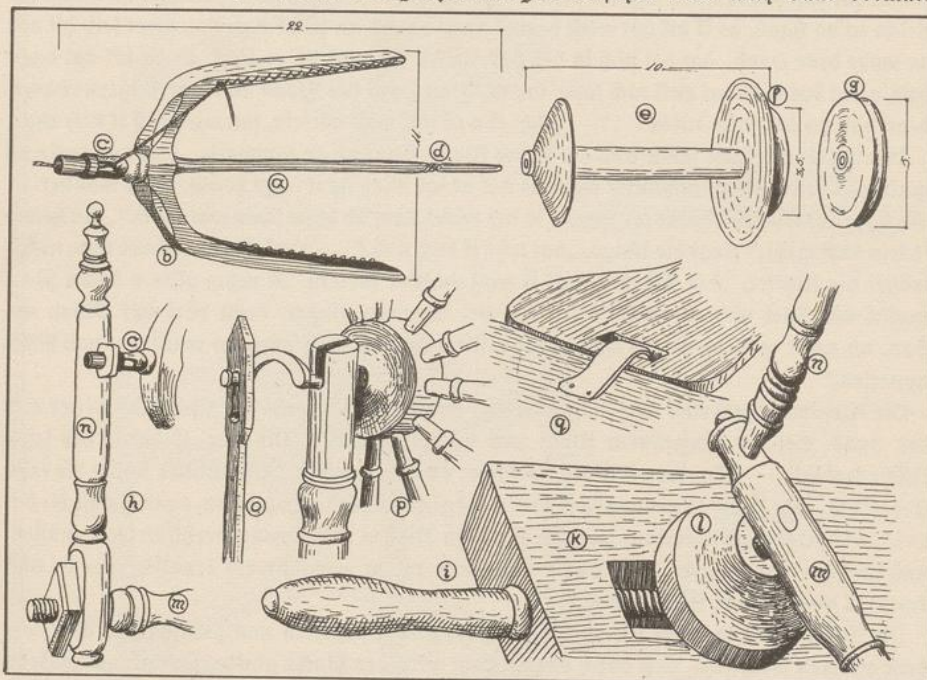


Abb. 181. Teile des Spinnrades.

a Spindel mit b Flucht, c Tüllen, d Schraube für die Rollen, e Spule (auf a aufzustecken), f Rolle der Spule, g Rolle der Spindel (auf d zu schrauben), h Lager der Spindel, i Krede, k Bank, l Busch, m Querholz auf dem Busch, mit zwei Armen n für die Spindel, o Schwengel, p Rad, q Treter mit Lederschlaufe.

<sup>191)</sup> Im Ravensbergischen heißt das lange entsprechend „Ziege“ (Schoneweg S. 63), ebenso im Hoyaschen (Niederf. VIII S. 112).

<sup>192)</sup> Im Braunschweigischen soviel wie Spinnräder, während in der Heide Wocken den aufgesteckten Flachsbau bedeutet (s. S. 235), der im Braunschweigischen Dieße heißt.

<sup>193)</sup> Das frumme Eisen zwischen Schwengel und Rad heißt in Meinersen „Winnisen“; Bierwirth S. 44.

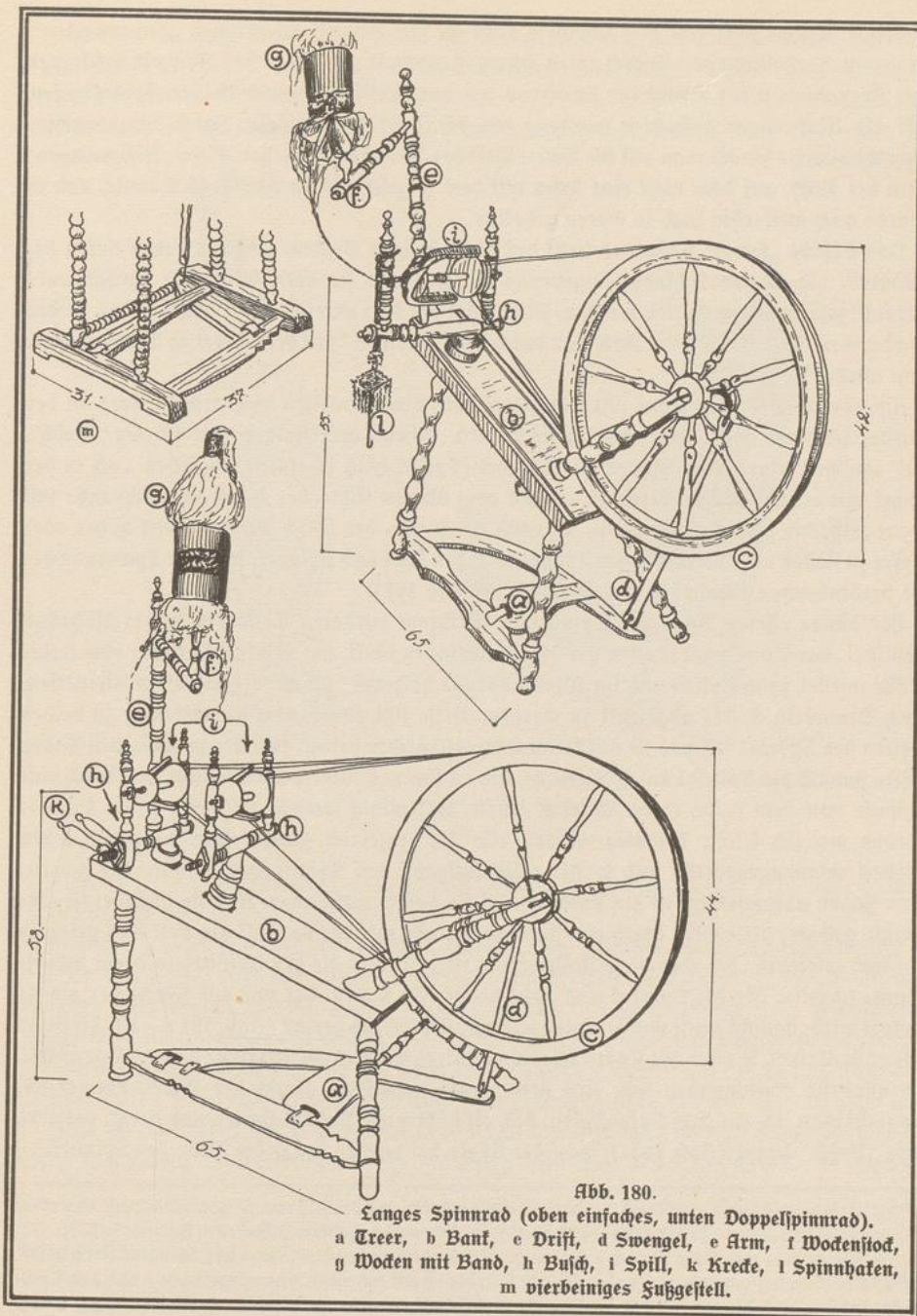


Abb. 180.

Langes Spinnrad (oben einfaches, unten Doppelspinnrad).  
 a Treter, b Bank, e Drift, d Swengel, e Arm, f Wadenstoß,  
 g Waden mit Band, h Busch, i Spill, k Kreuze, l Spinnhaken,  
 m vierbeiniges Fußgestell.

Besonders schön verzierte und schmückte man die zur Mitgift gehörenden „Brautwocken“, zu deren Herstellung gewöhnlich rotes Pflaumbaumholz gehörte.“ Zur Hochzeit behängten die Freundinnen der Braut ihr Spinnrad mit bunten Bändern und kleinen Spinnknocken, die als Kinderfigur geflochten wurden; aus der Zahl der in dieser Form dargebrachten Segenswünsche konnte man auf die Beliebtheit des Mädchens schließen. Kein „Kistenwagen“ kam ins Dorf, auf dem nicht eine Frau mit dem so geschmückten Spinnrad thronte, und es wurde auch weiterhin hoch in Ehren gehalten.

Das übliche „lange“ Spinnrad steht auf drei schrägen Beinen, zwischen denen unten der „Treer“, die Tretvorrichtung, angebracht ist, während sie oben durch die schrägsitzende „Bank“ zusammengehalten werden. Diese trägt auf dem unteren Ende zwischen den beiden Radarmen die „Drift“, das Rad, das durch den „Swengel“ mit dem Treer in Bewegung gesetzt wird.<sup>193)</sup>

Am oberen Ende der Bank sitzt der „Arm“ mit einem zweiten wagerechten Arm, in den wieder senkrecht der „Wockenstoß“ gesteckt wird. Etwas unterhalb davon ist der „Busch“, der zwischen seinen drei Stöcken die Spindel (Spill), hält, in einem länglichen Loch in der Bank mit einem Zapfen befestigt, in den vom oberen Ende der Bank eine Schraube mit Handgriff, die „Kreide“, eingreift. Durch diese ist also der Busch auf der Bank höher oder tiefer zu stellen und damit die Entfernung zwischen Rad und Spindel, d. h. die Spannung der sie verbindenden Schnüre zu regeln (Abb. 180 und 181).

Die dünne eiserne Achse der Spindel ist in ihrem vorderen Teile als kurzes Röhrchen gebildet, durch das vom Wocken her der Flachsfaden läuft, um es alsbald durch eine kleine Tülle wieder zu verlassen und im Winkel auf die hölzerne „Flucht“ („Flögel“ in Meinersen, nach Bierwirth S. 54) abgelenkt zu werden. Diese sitzt gabel- oder flügelförmig zu beiden Seiten der Spindel fest und ist mit kleinen Metallhäkchen besetzt, von denen eines den Faden hält. Sobald die Spindel durch die Rolle, die an ihrem anderen Ende fest sitzt und durch eine Schnur von dem Rade ihren Antrieb erhält, in Umlauf versetzt wird,<sup>194)</sup> dreht sich der Faden um sich selbst. Dadurch werden also die einzelnen Flachsfasern zu einem festen Faden zusammengedreht und so die erste Aufgabe des Spinnrades erfüllt. Die zweite, den Faden aufzuwickeln, ist auf sinnreiche Weise damit verbunden. Auf die Spindel ist eine Spule gesteckt; diese wird durch eine besondere Rolle mit der doppelt um das Rad gelegten Schnur getrieben; da aber diese Rolle etwas enger ist als die der Spindel, so dreht sich die Spule schneller als die Spindel und zieht daher den Faden, der von der Flucht her um sie gelegt wird, ständig straff und so schnell wie möglich um sich herum (Abb. 181 a—h). Ist sie an einer Stelle voll, so wird der Faden über ein anderes Häkchen gelegt; ist sie ganz voll gewickelt, so wird sie abgenommen und eine neue Spule aufgesteckt. Reißt der Faden einmal ab, so zieht man ihn mit dem Spinnhaken, der, oft hübsch mit kleinen Perlen und dergl. verziert, am „Busch“ hängt (Abb. 180), von der Spule her wieder durch die Tülle der Spindel.<sup>195)</sup>

<sup>193)</sup> Diese Schnur scheibe der Spindel (zu unterscheiden von der der Spule, s. unten) hat stellenweise besondere Namen: in Meinersen „Trile“ (Bierwirth S. 49), im Braunschweigischen „Werbel“ (Andree S. 237). Ihr Größenverhältnis zum Rade ist nach v. Reden S. 29 besonders zu beachten, wenn das Spinnrad gut sein soll.

<sup>195)</sup> Teils übereinstimmende, teils abweichende Bezeichnungen aus dem Braunschweigischen und der Nordheide bei Andree S. 234 und 237 und bei Küd 99 f. Vollständiger und meist abweichend bei Schoneweg S. 64 f.

Zum Spinnen muß zuerst der Wocken gedreht werden, um den nötigen Flachß auf das Spinnrad zu bringen. Die Frau sagt wohl, wenn alles bereit ist: „Nu, Deerns, nehmt jük 'n Knocken un dreiht mal 'n Wocken. It will mal sein, ob ji dat noch könnt, awer hei mutt slant un hübsch as 'n Poppen wäen. Wenn ji en slanten Wocken drein könnt, denn kriegt ji oof en

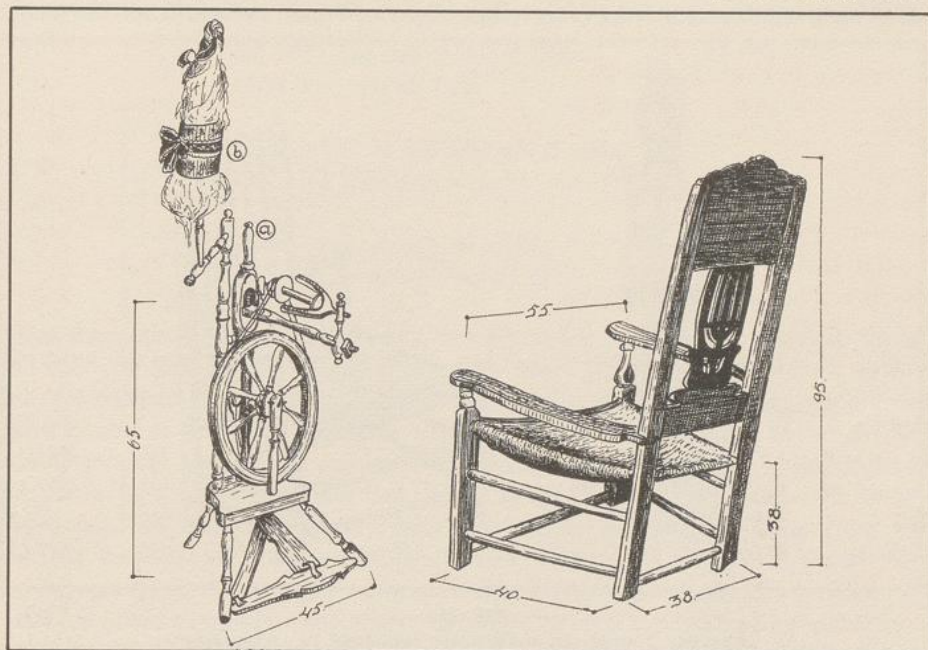


Abb. 182. Bodrad mit Spinnstuhl.  
a Krede, b Wockenblatt.

slanten Kirl.“ — „Oh, dat wütt wi woll noch können, dat hewwt wi nich vergeten in einen Johr. Wat ji woll von uß denkt, Mudder.“

Zu einem Wocken gehören drei Knocken, doch wurden zuweilen, wenn der Wocken nicht so dick werden sollte, auch nur zwei Knocken genommen. Das „Anbreiten“ und Wickeln des Wockens geschieht in der Südheide folgendermaßen.<sup>196)</sup> Die Spinnerin steckt sitzend eine Rische mit dem zusammengewickelten Ende in ihr Schürzenqueder und breitet sie fächerartig in schleierdünnen Lagen hin und her über ihren Schoß, steckt hierauf die nächste Rische in gleicher Weise neben die erste und so fort. Sind genug Rischen für den Wocken gebreitet, so zieht sie die Enden heraus, wickelt sie auf und dreht sie alle in eine Spitze zusammen. Diese faßt sie mit der linken Hand, legt das Ganze quer über den Schoß und den Wockenstock

Die Übersetzung von Spille durch Spule bei Andree und Schoneweg ist irrig. Die besondere Funktion der Spule, technisch ein Hauptmerkmal des Spinnrades, wird nirgends genügend hervorgehoben. Vgl. unten S. 240.

<sup>196)</sup> Küd beschreibt es etwas anders, S. 92/93. Schoneweg S. 65 erwähnt es nur. In Meinerßen wie in der Nordheide sagt man „inbreien, inbriern“; Bierwirth 69, Küd 93.

hinein, um den nun der spitze Teil fest herumgewickelt wird, während das übrige lose herumgeschlagen wird, so daß der fertige Wocken eine nach oben spitze Gestalt erhält.

Auf dem Spinnrad wird der Wocken vom Wockenblatt zusammengehalten, einem Pappblatt, das darum gelegt und mit bunten Bändern befestigt wird (Abb. 180 und 182 b). Es ist meist mit Wismuthfarben in ländlichem Geschmaç bemalt und wurde von den jungen

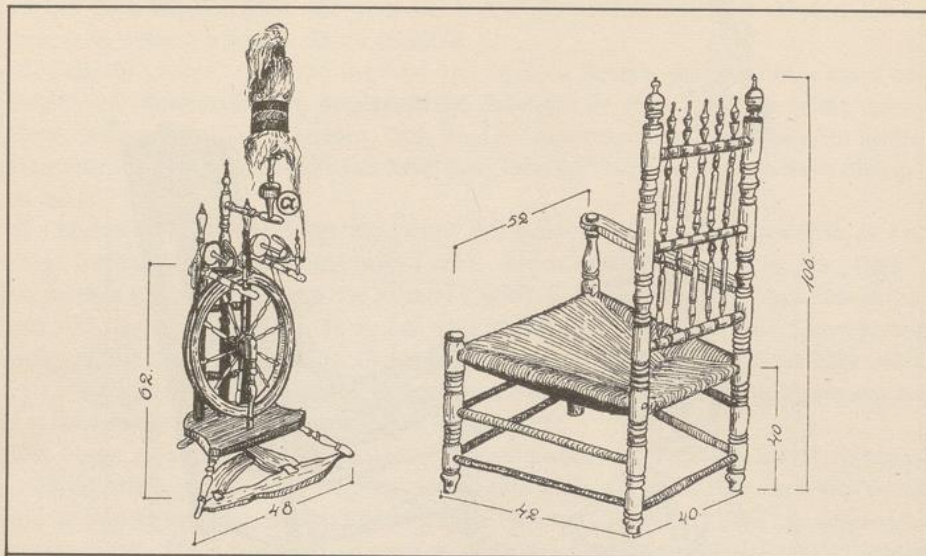


Abb. 185.

Doppeltes Boctrad mit einlehnigem Spinnstuhl (u „Stippeding“).

Bauernburschen gern als Geschenk für die Liebste gekauft. Das Celler Museum besitzt eine größere Sammlung meist aus Südhannover stammender alter Wockenblätter, die in farbenfroher Handmalerei auf blauem, rotem, grünem Grunde Blumenranken mit Tulpen, Rosen, Vergißmeinnicht und Sprüche in Golddruck und -schrift zeigen. Die letzteren enthalten meist kurze mehr oder weniger gefühlvolle Liebesgrüße und gute Wünsche; einige seien hier noch angeführt:

Spinnen thu ich gern, Müßiggang sei mir fern.

Für gute Mütter ist Arbeit leicht.

Spinne nur immer darauf los,  
So habt Ihr Leinwand, seid Ihr einst groß.

Sei fröhlich und wohlgemuth.

Treuer Freundin soll allein  
Dieses Blatt gewidmet sein.

Glaube Liebe Hoffnung, das Wort in der Mitte,  
Ist das warum ich bitte.

Reich mir die Hand als treues Pfand.

Ich denke Tag und Nacht an Dich,  
Liebe mich, wie ich Dich.

Alles aus Liebe und nicht mit Gewalt,  
Was man recht liebt, vergift man nicht bald.

Ob ich schon keiner nicht gefalle,  
So lieb ich doch die Mädchen alle.

Das Trauliche und Sinnig-Gemütvolle, das der Arbeit des Spinnens anhaftet, kommt hier recht zum Ausdruck. Gleichwohl erfordert die Arbeit sehr ausdauernden Fleiß, Geschick und Aufmerksamkeit. Auf dem niedrigen Spinnstuhl sitzend, zupft die Spinnerin mit der linken Hand den Flaß für den Faden unten aus dem Wocken, wobei sie immer der Geschwindigkeit der Spule folgen und das Gefühl für die richtige Stärke und Gleichmäßigkeit des Fadens in den Fingern haben muß; da sie hierzu den Arm tiefer und weiter zurückhalten muß, hat der Spinnstuhl links keine oder nur eine ganz niedrige Lehne (Abb. 182 und 183). Das Garn wird für den Einschlag (s. unten S. 260) so lose wie möglich, für den Aufzug dagegen fester, runder, draller gesponnen und zu diesem Zwecke schneller getreten.

Um den Faden anzufeuchten und dadurch zu festigen, ist unter dem Wocken ein Blechnäpfschen mit dicker Milch zum Eintauchen der Finger angebracht, das „Stippeding“ (Abb. 183 a). Früher ersetzte das einfach die Zunge, wobei man aber viel Staub schluckte.

Sehr geübte Spinnerinnen brachten es zu der Fertigkeit, mit zwei Spindeln zugleich zu spinnen. Dazu gehört das Doppelspinnrad (zweispilbe Rad), das sich meist in der Form des obenerwähnten Bodspinnrades findet. Bei diesem sitzen Rad, Spindel und Wocken übereinander vor einem aufrechten, leiterartigen Gestell, und die Spindel ist mit der Krete nach oben zu verstellen, um die Schnur straffer zu spannen (Abb. 182). Hat es zwei Spindeln, so sitzt der Arm für den Wocken zwischen diesen (Abb. 183); beim langen Spinnrad wird die zweite Spindel zwischen der ersten und dem Rade angebracht. Das Celler Museum besitzt auch die letztere, ziemlich seltene Form (Abb. 180 unten). Wird mit den beiden Händen gesponnen, so hält man sie dicht beieinander, damit nötigenfalls eine der anderen helfen kann. Das soll zuerst um 1750 die Tochter des Pastors Treffurt in Riede (Gst. Hoya) zunächst an zwei nebeneinandergestellten Spinnrädern fertiggebracht haben und dann nach ihrer Anleitung das erste Doppelspinnrad, zugleich als „Bodrad“, gebaut sein (Niedersf. VIII S. 113).

Das Spinnrad ist unstreitig eine der sinnreichsten technischen Erfindungen und, wie wir gesehen haben, bereits eine recht komplizierte. Wir skizzieren deshalb noch kurz ihren Werdegang, zumal darin auch Niedersachsen eine Rolle spielt.

Um aus dem Flachsb den Faden zu drehen, benutzte man bis ins 16. Jahrhundert allgemein nur die Handspindel und den langen Wockenstoß (Rocken), der frei beweglich war oder auf einem Fuße stand. Ihn stellte die Spinnerin an ihre linke Seite und zupfte

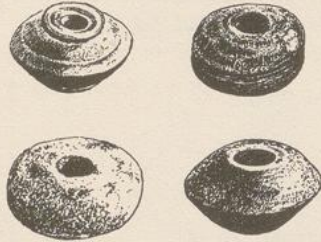


Abb. 184. Spinnwirtel.

mit der linken Hand den Faden heraus, dessen Anfang in einem Kerb oder Häkchen an der Spitze der Spindel befestigt wurde. Diese war ein einfaches, nach oben verjüngtes Holzstäbchen, auf das am unteren Ende ein „Spinnwirtel“ gesteckt wurde, d. i. ein zwiebelförmiger durchlochter Stein von gebranntem Ton (Abb. 184). Mit ihm als Schwungmasse brachte man mit der rechten Hand die Spindel in Drehung und damit auch den Faden, der so durch die rechte Hand nach unten lief, bis die Spindel den Boden erreichte. Dann löste man das

untere Ende des fertigen Fadens aus der Kerbe, wickelte ihn um die Spindel, knüpfte sein oberes Ende wieder in die Kerbe und begann die Arbeit von neuem, und so immer fort, bis die Spindel voll war und eine neue, leere an die Reihe kam. Man spann auf diese Weise auch im Hannoverschen noch 1840, als längst das Spinnrad üblich war, weil beim Spindelgarn „der Faden zwar loser, doch stärker, schöner, gleichartiger und in der Leinwand dichter und fester als das Radgarn war“ (v. Keden, *Anbau der Leinpflanze* S. 28.) Derartige Spindeln scheinen sich jedoch bei uns nicht erhalten zu haben, wohl aber die Spinnwirteln, die häufig im ländlichen Haushalt noch benutzt werden, um Schlüssel daran zu hängen. Das Celler Museum besitzt allein aus Eschede etwa 80 Stück, offenbar meist aus mittelalterlicher und noch späterer Zeit, viele schon mit Glasur überzogen.<sup>197)</sup>

Die beschriebene mühsame Art des Spinnens erleichterte man sich nun — zuerst wahrscheinlich im alten Orient — durch das Handspinnrad. Es besteht in seiner einfachsten Form aus einem Brett oder zwei miteinander verbundenen Leisten, worauf quer in zwei kleinen Stützen die Spindel wagerecht lagert; an Stelle des irdenen Wirtels ist auf ihr eine kleine Schnurscheibe (Rolle) befestigt und durch eine Schnur mit einem ebenfalls auf dem Brett sitzenden, verhältnismäßig großen Rade verbunden. Dreht die Spinnerin vor dem Gestell sitzend dies Rad an einer Kurbel mit der rechten Hand und läßt mit der linken den Faden von dem freien oder am Gestell befestigten Wockenstoß auf die Spindel laufen, so kann sie ihn durch eine einfache Bewegung, wie Feldhaus (*Technik der Vorzeit*, S. 1059) es klarlegt, abwechselnd spinnen und aufwickeln. Zunächst hält sie nämlich den Faden in der Längsrichtung der Spindel; ist dann „das gesponnene Stück Garn so lang geworden, daß sie mit den Armen nicht mehr weiter zurückreichen kann, so unterbricht sie die bisherige Tätigkeit und bringt das Garn in eine solche Lage, daß es mit der Spindel einen rechten

<sup>197)</sup> Der Schenker dieser Sammlung an das Museum, Lehrer Max Boeder in Eschede, macht uns darauf aufmerksam, daß 1924 bei Weimar eine vorgeschichtliche Holzspindel ausgegraben und in das dortige Museum für Urgeschichte gekommen ist. Eine Standtunfel, wie sie viele Bilder deutscher Künstler von Dürer bis Ludwig Richter zeigen, hat Schoneweg aus dem Taubertal abgebildet (Abb. 15 und S. 61). Das Celler Museum besitzt eine mit Stellvorrichtung aus Schlesiens, wo die Handspindel im 19. Jahrh. auf dem Lande noch allgemein verbreitet war — nach Sonne (*Beschreibung des Kgr. Hannover*, 1829, II S. 145) ein Vorteil durch die leichtere Transportierbarkeit.



Winkel bildet; dadurch wickelt die Spindel das fertige Stück Garn jetzt auf. Ist dies geschehen, so kehrt die Spinnerin wieder zum ersten Vorgange zurück. — Noch heute ist im Orient dieses Rad vielfach nur aus zwei Reihen Speichen gebildet, zwischen deren Enden von Speiche zu Speiche ein netzartiges Geflecht aus Garn hin und her geht; auf diesem Garnnetz läuft die Schnur, die zur Spindel führt“ (Feldhaus).

Diese Beschreibung paßt auffällig auf ein Gerät im Celler Museum (Abb. 185), das allerdings als Spulrad benutzt ist (siehe unten S. 252), aber offenbar die Form eines solchen alten Handspinnrades ziemlich getreu aufbewahrt hat.<sup>198)</sup> Wie aber auf dieser Stufe der Entwicklung die eigentliche Vorrichtung zum Spinnen beschaffen war, das zeigt noch vollständig das im Celler Museum vorhandene „Peter-rad“, ein Gerät, das bis etwa in die 1840er Jahre im hannoverschen Wendlande zum

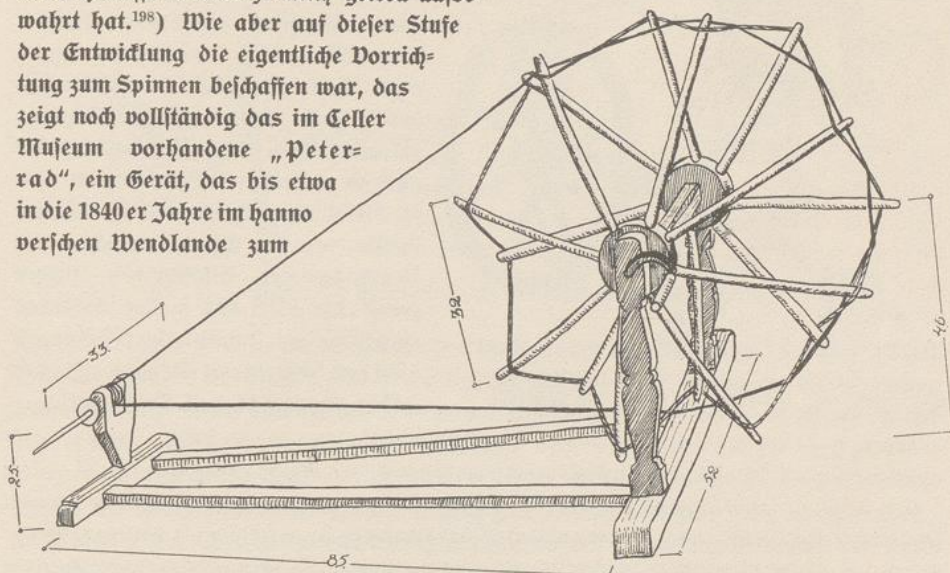


Abb. 185. Spulrad in der Art eines alten Handspinnrades.

Ver-spinnen größter Abfallhede diente, wie sie mit der feineren Spindel des Spinnrades nicht zu verarbeiten war (Abb. 186). Hier lagert eine einfache hölzerne Spindel ohne Flügel auf zwei Stützen, deren vordere durch einen offenen Einschnitt das abwechselnde Herausheben des Fadens zum Aufwickeln in der oben geschilderten Art gestattet. Man hob dabei die Spindel etwas an.<sup>199)</sup> War sie voll, so nahm man sie heraus und zog sie aus dem Gespinnst, das in diesem aufgewickelten Zustande zusammenhielt und „Sudder“ genannt wurde. Diese altertümliche Spinnvorrichtung ist für das Celler Museum um 1900 von dem hochbetagten Altenteiler Kruse in Stroiße nach langen Versuchen neu angefertigt und auf einem alten Spinnrad angebracht, so daß er selbst noch darauf spinnen konnte, eine Kunst, die er seit 60 Jahren nicht geübt hatte. Man nannte

<sup>198)</sup> Feldhaus a. a. O.: „Kennlich sind die Handräder durch die weit aus der Maschine herausragenden Spindeln“. Das gilt für alle Spulräder, nur daß hier die aus Eisen gefertigte Spindel nicht mehr zum Spinnen, sondern zum Aufsteden einer Spule eingerichtet ist.

<sup>199)</sup> Ein Wockenstoß wurde nicht benutzt; man hielt die Hede unter dem Arm, vermutlich unter dem rechten, der frei war, da das Rad schon durch Tretvorrichtung angetrieben wird.

diese Arbeit „petern“ und verfertigte so ein grobes, ungleiches Hedegarn, das auf dem „Klabasterrad“ (Trijöfel, vermutlich eine Art Spulrad) drei- und mehrdrähtig zusammengesetzt und darnach zu grobem Sackleinen für die Sandsäcke der Elbdeiche verarbeitet wurde.<sup>200)</sup>

Die beiden entscheidenden Fortschritte des späteren Spinnrades bestanden darin, 1. daß man an der Spindel zugleich zum Aufwickeln des gesponnenen Fadens den Flügel mit

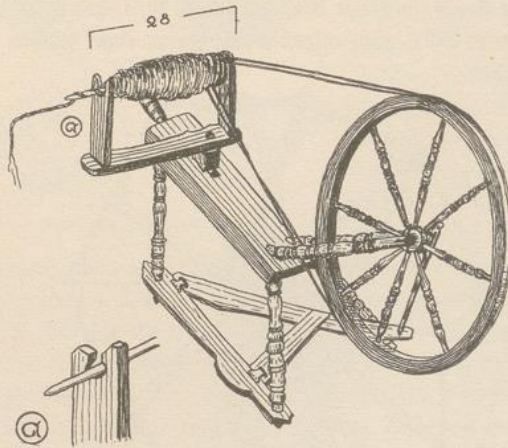


Abb. 186. Peterrad (a Lager der Spindel).

seinen Häkchen und die Spule anbrachte; 2. daß man das Rad durch eine Tretvorrichtung in Bewegung setzte und dadurch beide Hände zum Spinnen freibekam. Die erstere Verbesserung kannte man schon vor 1500 in Süddeutschland<sup>201)</sup>, die zweite soll aus England gekommen sein. Vielleicht wurden beide auch an mehreren Orten erfunden, und so bleibt es möglich, daß in Niedersachsen, wie die Chronik berichtet, der Braunschweiger Bildschnitzer Jürgen zuerst um 1530 das fertige Spinnrad eingeführt hat. Im Wendland soll es erst 1608 von Holstein aus Eingang gefunden haben (Hennings a. a. O. S. 100).

Bessere Hede wird nach dem Hecheln noch gefämmt, wozu metallene Kämmen mit kurzem hölzernem Handgriff und längeren oder kürzeren Zinken dienen (Abb. 187). Mit Hede lernt sich das Spinnen am leichtesten. Daher, wenn es aus Spinnen geht, sagt wohl die Frau zur „lütjen Magd“: „Dortchen, nu legg di ein Seeschel Heden up un fang an, denn will ik sein, wie dat geiht. Ik will mien Spinnrad nu ook in Gang bringen, denn sett' wi uß in Kreis in dei warme Dönz.“ Man spinnet Hede mit beiden Händen, weil sie zu kurzfasrig ist, und zwar meist nicht vom Wocken, sondern vom „Hede-Sprieten“, einem naturgewachsenen oder gedrechselten, in Gabelform auslaufenden Holzszweig, auf den man die Hede lose auflegt.

<sup>200)</sup> Das Wort „Petern“ ist vielleicht aus der wendischen Sprache zu erklären, doch ist in ihr für die Spinnarbeit oder dergl. kein ähnlich klingendes Wort bekannt. Unsere Angaben stammen von dem inzwischen verstorbenen, aus Nieperitz gebürtigen Lehrer Heinrich Schlicht in Celle, und es scheint sonst kaum eine Erinnerung an diese interessante Zwischenstufe der Spinntechnik erhalten zu sein. Schlicht wußte auch noch, daß in älterer Zeit „die Spindel frei in der Luft tanzte“. — Man spann auf dem Peterrad auch Hedegarn zum Dichten der Schiffsfugen. Dies mußte fingerdick gesponnen sein; da dies jedoch mit der Abfallhede ohne weiteres nicht möglich war, weil sie zu kurzfasrig ist und nicht zusammenhält, so wurde Heu mit ihr vermischt, wodurch der gesponnene Faden die nötige Haltbarkeit erhielt. Dies Gespinnst wurde in große Bündel gepackt und fuderweise den Schiffsbauern zugeführt. Bei diesen wurde es geteert und dadurch für den genannten Zweck geeignet gemacht.

<sup>201)</sup> Andree, S. 224; Feldhaus im Braunschw. Mag. 1904, S. 147 und Technik der Vorzeit S. 1060ff., wo allerdings das Vorhandensein des Flügels auf dem Spinnradbilde des Lübecker Kalenders von 1519 (Abb. 711) zweifelhaft erscheint.

Auch zum Wollespinnen gebraucht man nicht den Wockenstoß, sondern die „Twill“, ein dem Hedeaprietten ähnliches verzweigtes Holz; ferner muß die Spindel dafür größer sein. Die Spinnwolle bedarf noch besonderer Zubereitung: Sie muß locker und weich gemacht werden, so daß keine „Dutten“ (Klumpchen) darin zurückbleiben. Ist sie vom Speicher geholt (s. oben S. 52), so wird sie zuerst im Zimmer an den warmen Ofen gehängt und dann „gezupft“ (getoakt). Das besorgen die Kinder. „Kinner“, heißt es, „nu kamt mal her, nu möt ji Wull toden, aber erndlich und schön klein; un denn smiet sei man up'n Klumpen und spält nicht dorbi rum, dat dei Wull in dei ganse Dönz rumflügt, süs gift dat wat.“ Ist das

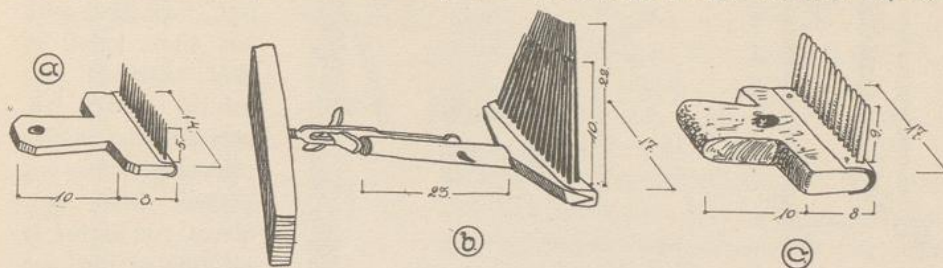


Abb. 187. Kämmе für Hede und Wolle (b zum Befestigen an der Wand).

„Toden“ beendet, so wird die Wolle von der Mutter oder der Großmagd „gekrakt“. Dazu dient die „Kraße“ (Kratsche), ein Brett mit scharfen Häkchen besetzt, womit auf einem zweiten gleichartigen die Wolle gekragt wird, entweder frei in der Hand oder am Kraßbock, auf dem ein solches Häkchenbrett fest sitzt (Abb. 188, vgl. Küc S. 95). Dies gilt für die Schnuckenwolle; die feinere weiße Wolle der rheinischen Schafe wird bloß gekämmt, wozu metallene Kämmе, ähnlich denen für Hede, doch mit längeren Zinken, dienen.

Wolle spinnt sich desto leichter, je wärmer sie ist; sie wird deshalb während des Spinnens wiederholt am Ofen gewärmt. Man spinnt sie außer von der Twille auch einfach aus der Hand. Die fertigen Wollfäden werden gewöhnlich sogleich von den Spulen zusammengedreht (gedrillt oder gezwirnt), um dickeres Garn zu gewinnen. Das geschieht mit dem Drillierbock (Abb. 189, vgl. Küc S. 96). Es werden soviel vollgesponnene Spulen, als Fäden zusammengedreht werden sollen, auf den Drillierbock aufgesteckt, 2, 3 oder 4, die übliche Zahl für Strumpfgarn sind drei. Alle Wollfäden werden nun durch einen glatten Glasring oder noch lieber durch einen größeren Schlüssel gezogen und auf der Spule des Spinnrades, mit dem die einzelnen Fäden gezwirnt werden sollen, befestigt. Während das Spinnrad nun aber beim Spinnen nach vorn gedreht wird, geschieht dieses beim Zwirnen rückwärts. Die einzelnen Fäden läßt man durch die linke Hand laufen, während der Schlüssel mit dem fertigen Faden in der rechten Hand gehalten und auf dem Faden hin- und hergezogen wird, damit dieser recht gleichmäßig wird.<sup>202)</sup>

<sup>202)</sup> In der Gegend von Celle dreht man die gesponnenen Fäden vor dem Spulen erst auf den Haspel (s. S. 246) und zwar so, daß er in drei oder vier getrennten Gebinden darauf liegt. Vom Haspel werden dann die drei oder vier Fäden, die unmittelbar unter ihm durch einen daraufgehängten Schlüssel oder auch durch einen am Haspelfuß angebrachten Ring (Abb. 191) zusammengehalten werden, in der geschilderten Weise auf dem Spinnrad zusammengedreht. (Vgl. auch Schoneweg S. 105f.)

Das fertige Wollgarn wird in Stränge gehaspelt (s. S. 243), in lauwarmer Seifenlauge gewaschen und im Garten auf einer sauberen und glatten Holzstange zum Trocknen aufgehängt. Um ein Zusammenkrüllen des

Garnes zu verhindern, wird eine zweite starke Holzstange unten in das Garn zum Strecken gelegt. Schließlich wird das Garn, soweit es nicht ungefärbt verarbeitet werden soll, oder die Bäuerin nach eigenem Verfahren das Färben selbst vornimmt, zum Färber in die Stadt gebracht und dort meistens indigoblau in hellen, mittleren oder dunklen Farbtönen oder schwarz gefärbt. Falls das Garn als Einschlag zum Weben verwendet werden soll, so muß der einfache ungezwirnte Faden genommen werden. Dieser wird nach dem zu webenden Stoffe gefärbt; als Einschlag zu Beiderwand (Balwand) sind leuchtende Farben bevorzugt, zu dem sogenannten Dreifamm (genannt nach der Anzahl der zum Weben des Stoffes be-

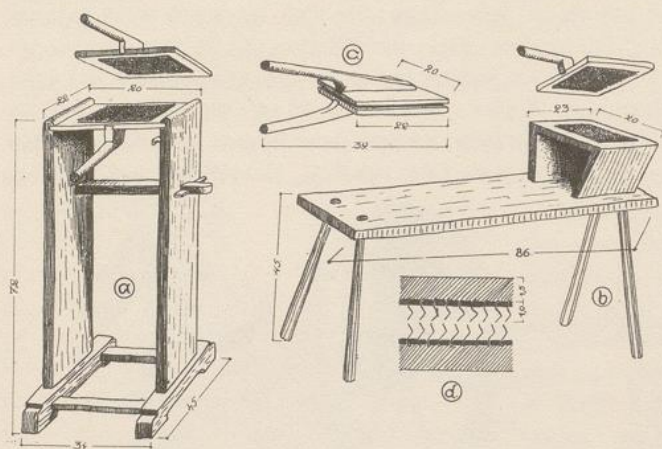


Abb. 188. Wollkrah, a und b mit Krahbock, c zwei Krahzen aufeinander, d Querschnitt aus zwei aufeinander liegenden Krahzen, vergrößert.

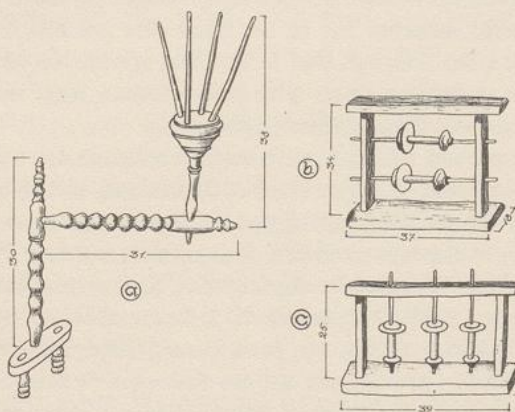


Abb. 189. a Tülle am Wollspinnrad, b und c Drillierböcke zum Wollezwirnen.

nutzten Webkämme) für Männerkleidung oder in späteren Zeiten auch für Sofabezüge dagegen nur schwarze oder dunkelblaue und dunkelgraue.

Wir kehren nun zum Spinnen zurück. Dieses wird Tag für Tag fortgesetzt, häufig beim Gesang alter und neuer, heiterer und trauriger Lieder. Nur am Sonnabendabend wird das Spinnrad nicht angerührt, sondern da werden Kleider ausgebeffert und Strümpfe gestopft.

Dabei liest der Hausvater aus einer Hauspostille über die Epistel oder das Evangelium des kommenden Sonntags vor.

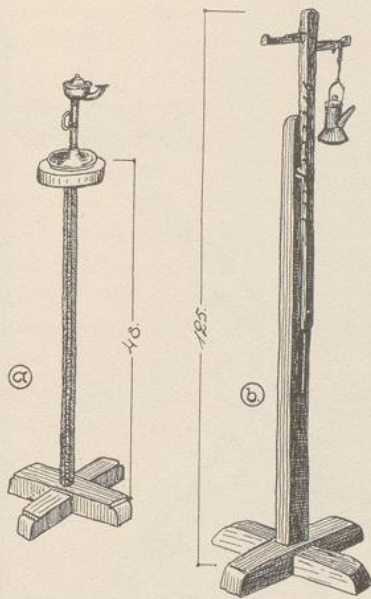


Abb. 190.  
Krüselständer für Spinnstuben (b zum Verstellen, mit zwei Krüselarmen).

In verschiedenen Dörfern der Heide, jedoch nicht in allen, gab es Spinnstuben, in denen von den jungen Mädchen gemeinsam gesponnen wurde.<sup>203)</sup> Es fanden sich gewöhnlich Verwandte, Nachbarn oder gute Bekannte zu einem „Spinntropf“ zusammen. Jeden Tag wurde in einem anderen Hause gesponnen, und gegen Abend fanden sich junge Männer dabei ein, die sich z. T. mit Stricken, meist aber mit allerlei Späßen beschäftigten. Vom Januar bis März spann man auch nachmittags. Einmal im Jahre gab es dazu Kaffee und Kuchen. Zuweilen hatten auch die kleinen, noch nicht konfirmierten Mädchen schon ihre besondere Spinnstube, die aber abends früher auseinander ging, als die der Erwachsenen.<sup>204)</sup> Beim Dunkelwerden stellte man in den Kreis der Spinnerinnen den „Lüchtenpahl“ mit dem Krüsel (Abb. 190, vgl. oben S. 114).

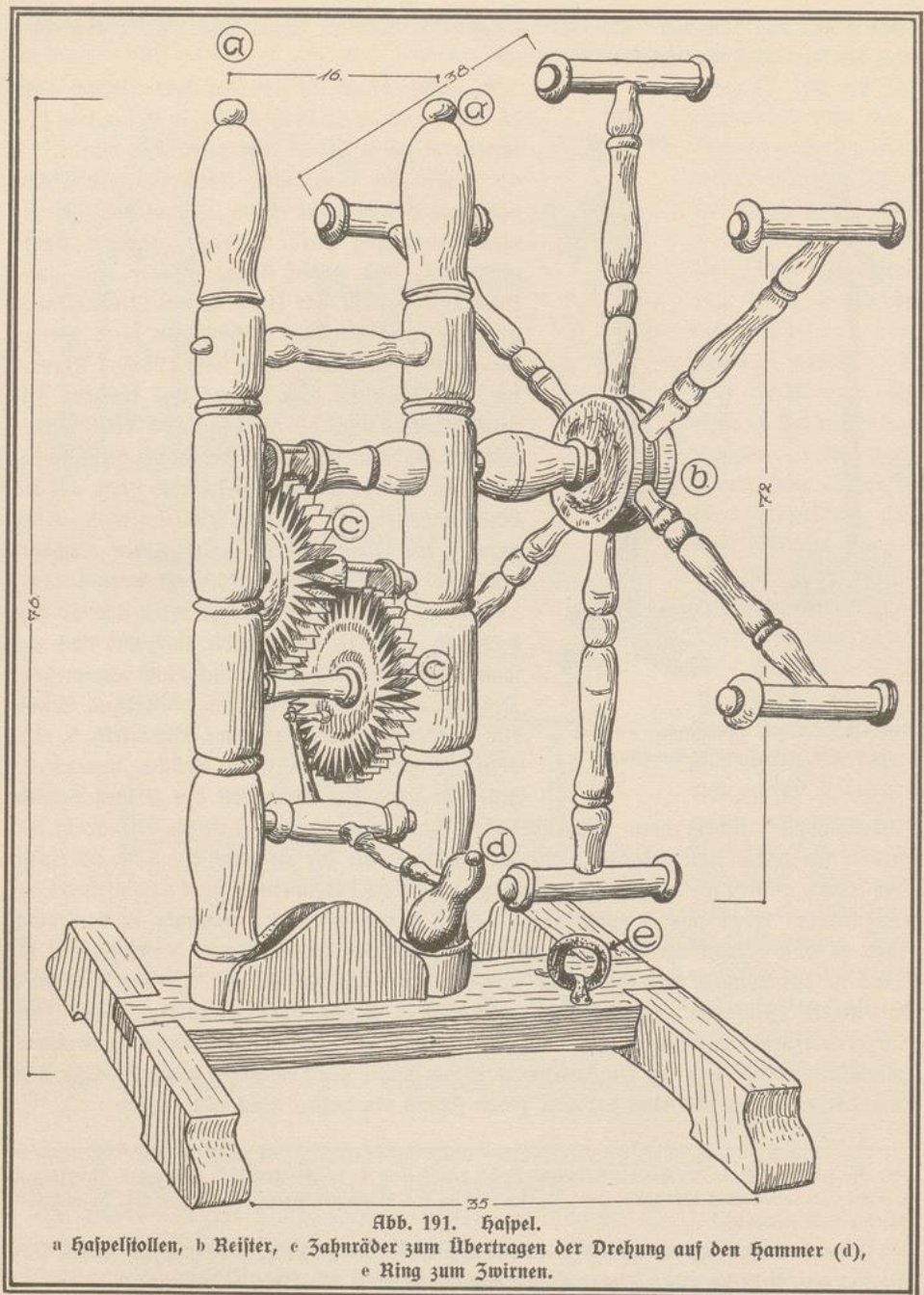
Was am Tage gesponnen ist, wird abends gehaspelt, d. h. es werden die nach und nach gesponnenen kleineren Teile vereinigt und abgemessen. Der Haspel (Abb. 191) hat ein radartiges Gestell (in Meinersen Reister genannt, Bierwirth S. 68), dessen 4 oder 6 Speichen in Krüden auslaufen; auf diese wird das Garn von den kleinen Spulen

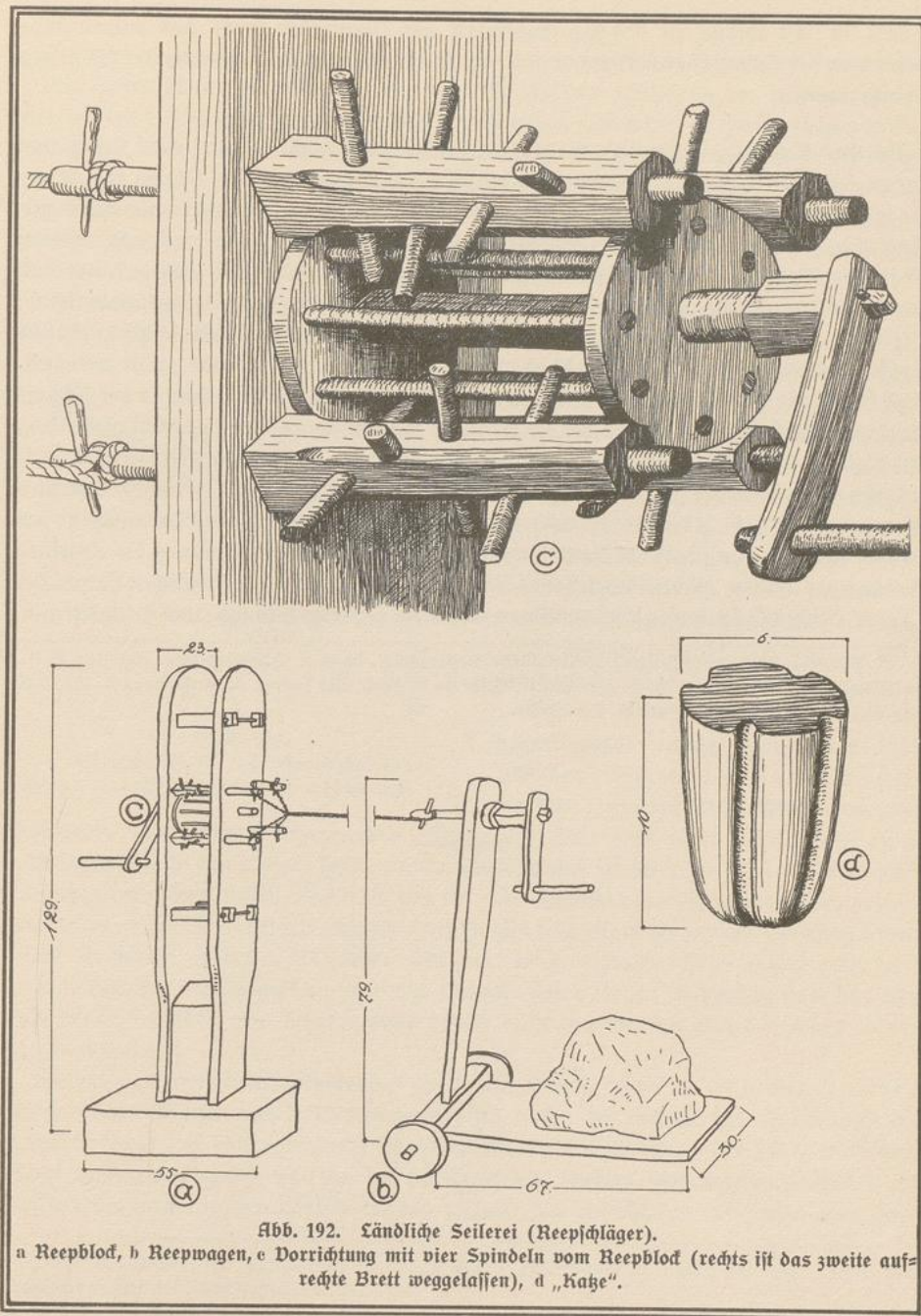
„abgehaspelt“, indem man mit der linken Hand eine Spule auf einem Eisendraht frei neben den Haspel hält und diesen mit der rechten dreht. Die Drehung der Achse überträgt sich hinten an den senkrechten Haspelstollen (Bierwirth 51) zweimal stark verlangsamt auf Zahnräder, deren unteres ganz langsam einen kleinen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, so daß er auf ein Brettchen anschlägt, wenn der Haspel 90 mal herumgedreht ist. Dies ist das Zeichen, daß ein „Bind“ von der Spule abgehaspelt ist.<sup>205)</sup> Jedes Bind wird mit einem „Sichfaden“ abgebunden; zehn solcher Binde, oder „bi korten Hespel“ (mit kürzeren Armen) zwölf, geben ein Stück. Ein solches Stück wird dann vom Haspel genommen, zusammengedreht und an ein Zackenbört in der Stube oder Kammer gehängt. Eine gute Spinnerin läßt es sich nicht nehmen, jeden Abend ein volles Stück abzuliefern.

<sup>203)</sup> Sie fehlten z. B. in der Hermannsburger Gegend, während sie im Slottwell, in Eicklingen, Langlingen, Bröckel und dort herum bekannt waren. In Ohrdorf an der Altmärker Grenze hatte man drei Spinnstuben für die drei Dorfteile.

<sup>204)</sup> Näheres über die jetzt überall verschwundenen Spinnstuben berichten Kück S. 102 ff., und Andree S. 227 f.

<sup>205)</sup> Der geeichte hannoversche Kaufgarnhaspel maß im Umfange  $3\frac{3}{4}$  Ellen; v. Reden S. 29.





Jetzt ist fast überall in den Bauernhäusern der Lüneburger Heide das anheimelnde Schnurren der Spinnräder verstummt und mit ihm auch der muntere Gesang der fröhlichen Spinnerinnen.

Als eine Abart des Spinnens ist das Seilen zu betrachten, das auf dem Lande von herumziehenden Handwerkern hauptsächlich zum Anfertigen der Taue (Reep) für Erntewagen betrieben wurde. Das Celler Museum besitzt das Gerät einer solchen altertümlichen ländlichen „Reepschlägerei“ aus Wettmar bei Burgdorf, wie es ähnlich auch aus anderen Gegenden Niederdeutschlands bekannt ist.<sup>206</sup> Es wurde offenbar von einem Seiler und zwei Gehilfen bedient und besteht aus zwei ganz aus Holz gearbeiteten Teilen (Abb. 192 a, b). An dem feststehenden „Reepblock“ drehen sich zu gleicher Zeit 4 Stäbe, die mit Zapfen ineinander greifen (Abb. 192 c). Sie spinnen den Hanf, den man an sie anknüpft, zunächst einzeln zu vier Strängen zusammen, wobei der Seiler mit dem Hanf in der Schürze langsam rückwärts gehen muß; sind sie fertig, so werden sie an dem gegenüberstehenden, auf kleinen Holzrädern fahrbaren und mit einem Stein beschwerten „Reepwagen“ zusammen an eine einzige Spindel angeknüpft und von dort durch Drehung im entgegengesetzten Sinne (vgl. oben S. 241 das Zwirnen) zum Seil verarbeitet. Dabei müssen nunmehr am andern Ende die 4 Spindeln des Reepblockes zugleich arbeiten, um die Drehung der einzelnen Stränge zu erhalten, während der Seiler diese durch die 4 Rillen eines länglichen Holzes, der „Kahz“ (Abb. 192 d), laufen läßt und ihnen damit die gehörige Ordnung und Festigkeit gibt.

<sup>206</sup> K. Brunner, Handspinnerei und volkstümliche Seilergeräte, in Mitt. a. d. Verein d. Kgl. Slg. f. Dt. Volkskunde zu Berlin II (1905) S. 121. Karl Scheibe in E. Boß, Alte Berufe Niedersachsens S. 102. Vgl. auch die Abbildung Lüneb. Heimatb. II S. 700.